

Phänomen Zeit

Dimensionen und Strukturen
in Kultur und Wissenschaft

Grazer Humboldt-Kolleg
10.-14. November 2009

Redaktion

Charlotte Grollegg-Edler
Konstanze Kähne
Evelyn Schalk

**STAUFFENBURG
VERLAG**

2011

António Sousa Ribeiro, Margarida Calafate Ribeiro (Coimbra)
Zeit, die stillsteht
Postgedächtnis und Trauma unter Kindern
von Kriegsteilnehmern

Unsere Annäherung an das Thema des Internationalen Humboldt-Kollegs erfolgt von der Seite des Problems eines gestörten Verhältnisses zur Zeit, in dessen Zusammenhang jede sinnvolle Abfolge von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufgehoben erscheint. In der Hauptsache sollen die Ergebnisse eines Forschungsprojektes kurz vorgestellt werden, das auf die Entwicklung analytischer Methoden zur Erforschung der generationsübergreifenden Weiterwirkung von Trauma-Erfahrungen hinzielte. Den Hauptgegenstand des Projekts *Die Kinder des Kolonialkrieges: Postgedächtnis und Repräsentationen*, das am Zentrum für Sozialforschung der Universität Coimbra von einer interdisziplinären Forschungsgruppe durchgeführt wurde und unmittelbar vor dem Abschluss steht, bildet die Untersuchung von Mechanismen der Trauma-Übertragung auf die nachfolgende Generation, das heißt in diesem Fall die Kinder, deren Väter am portugiesischen Kolonialkrieg in den 1960/70er Jahren teilgenommen haben.*

Zur Erinnerung: Als letzte europäische Kolonialmacht behielt Portugal seine afrikanischen Kolonien bis in die 1970er Jahre in seiner Macht. Bei der hartnäckigen Weigerung des faschistischen Salazar-Regimes, diese Kolonien in die Unabhängigkeit zu entlassen, mussten die nationalistischen Befreiungsbewegungen in Angola, Mozambique und Guinea-Bissau, die im Laufe der 1950er Jahre entstanden waren, nach gescheiterten anfänglichen Versuchen, eine friedliche Lösung in die Wege zu leiten, nach und nach zum bewaffneten Widerstand übergehen, so dass Portugal zwischen 1961 und 1974 dazu gezwungen wurde, einen zunehmend aussichtslosen Kolonialkrieg zu führen. Erst die von der so genannten Bewegung der Streitkräfte durchgeführte *Nelkenrevolution* am 25. April 1974 konnte dem Krieg ein Ende setzen – das neue demokratische Regime hat das Recht auf Selbstbestimmung sehr bald anerkannt, 1975 erlangten die ehemaligen Kolonien endlich die langersehnte Unabhängigkeit.

Für die portugiesische Gesellschaft hatte dieser zuweilen besonders brutal geführte Krieg tiefgreifende Auswirkungen, die sich schon an der Zahl der unmittelbar Betroffenen ablesen lassen. Schätzungen zufolge gab es insgesamt ca. eine Million Kriegsteilnehmer; die Zahl der Deserteure – junge Männer, die als Kriegsdienstverweigerer meist ins europäische Exil flohen – betrug ca. 100.000; ca. 8.300 Soldaten und Offiziere sind auf portugiesischer Seite gefallen, ca. 15.500 wurden permanent physisch geschädigt. Besonders hervorzuheben ist die hohe Zahl jener Kriegsteilnehmer, die eine posttraumatische Belastungsstörung davontrugen: Obwohl keine genauen Statistiken vorliegen – die Krankheit selbst wurde als solche erst zögernd und verhältnismäßig spät offiziell anerkannt –, dürften seriösen Untersuchungen zufolge zwischen 70.000 und 140.000 Fälle zu verzeichnen sein.

Bis zum heutigen Tage bleibt die Erinnerung an den Krieg höchst zwiespältig. Trotz der riesigen finanziellen Anstrengungen von Seiten des Staats und der Mobilisierung ausgedehnter menschlicher Ressourcen weigerte das Regime sich immer, den Krieg als

einen solchen anzuerkennen. Das Fehlen einer demokratischen Öffentlichkeit (die Allgegenwart von Zensur- und anderen Repressionsmaßnahmen wirkte sich verheerend aus) ermöglichte es, die portugiesische Gesellschaft von einem Problem abzuschotten, das sie angeblich nur peripher anging. Der Umstand, dass die demokratische Revolution dann von den Offizieren der Kolonialarmee selbst durchgeführt wurde, trug entscheidend dazu bei, eine tiefgreifende Auseinandersetzung des neuen demokratischen Regimes mit der kolonialen Vergangenheit als überflüssig erscheinen zu lassen, so dass das Schweigen unter anderem Vorzeichen fortgesetzt wurde. 35 Jahre danach muss man feststellen, dass eine wirkliche Aufarbeitung jener Vergangenheit im Grunde nicht bzw. erst in Ansätzen stattgefunden hat. Als Ergebnis davon klaffen öffentliches und privates Gedächtnis an den Krieg weit auseinander. Die Träger dieses privaten Gedächtnisses – an erster Stelle die unmittelbar Betroffenen und ihre Nachfahren – fühlen sich dementsprechend isoliert und in gewisser Hinsicht an den Rand gedrängt.

In diesem Zusammenhang war es ein wesentliches – ethisches und politisches – Anliegen des Projekts *Die Kinder des Krieges*, diesem privaten Gedächtnis öffentliche Resonanz zu verschaffen, indem den noch heute wirksamen Spuren des Krieges nachgegangen wurde. Folgende Forschungsziele standen im Zentrum des Interesses:

- Analyse von öffentlichen und privaten Repräsentationen des Kolonialkrieges
- Erprobung des Postgedächtnis-Begriffs anhand konkreter Beispiele
- Erforschung der transgenerationalen Gedächtnis- und Trauma-Übertragung
- Erforschung von besonderen Merkmalen transgenerationaler Traumavulnerabilität
- Erarbeitung von Fragen einer Ethik der Repräsentation des Kolonialkrieges.

Dem von Marianne Hirsch (*The Generation of Postmemory*, 2008) eingeführten Begriff des Postgedächtnisses wurde im Laufe der Forschungsarbeiten zunehmende Bedeutung beigemessen, erlaubt er doch die Konzeptualisierung eines wesentlichen Aspekts des Verhältnisses der „zweiten Generation“ zu den Erfahrungen der Väter. Der Begriff beschreibt „the relationship of the second generation to powerful, often traumatic, experiences that preceded their births but that were nevertheless transmitted to them so deeply as to seem to constitute memories in their own right“. Die von der Forschungsgruppe gesammelten Zeugnisse dokumentieren in der Tat in vielen Fällen den Prozess einer Gedächtnisübertragung, welcher die nachfolgende Generation emotionell so massiv in Anspruch nimmt, dass von Postgedächtnis im Sinne Hirschs gesprochen werden kann. In diesem Zusammenhang bedeutet Gedächtnisübertragung vielfach Trauma-Übertragung. Zu untersuchen war demnach, ob und wie die nachfolgende Generation eine besondere *Traumavulnerabilität* aufweist. In dieser Hinsicht bildete eine wichtige Hypothese der Forschungsarbeit die Möglichkeit, dass Kinder ehemaliger, unter post-traumatischer Belastungsstörung leidender Kriegsteilnehmer ein Profil geistiger Gesundheit aufweisen könnten, das von dem anderer Kinder zum Teil deutlich abweichen würde. Der Begriff des Postgedächtnisses stand demnach im Zentrum einiger der zentralen Fragen, denen nachgegangen werden sollte:

- Wie und auf welcher Grundlage bildet sich in der gegenwärtigen portugiesischen Gesellschaft ein öffentliches und privates Postgedächtnis des Krieges?
- Gibt es einen Unterschied in dieser Hinsicht zwischen den Kindern von Kriegsteilnehmern und den Kindern von Nicht-Kriegsteilnehmern?
- Ist *Traumavulnerabilität* wirklich transgenerational übertragbar?

- Gibt es einen biologischen Marker von *Traumavulnerabilität* und wie ist er zu identifizieren?

Das Forschungsuniversum setzte sich aus zwischen 1960 und 1985 geborenen Portugiesen beider Geschlechter und ihren Eltern zusammen. 138 Familien (470 Individuen) wurden untersucht. Dabei wurden die Familien in drei Gruppen eingestuft: A: Vater war Kriegsteilnehmer; B: Vater war Kriegsteilnehmer und leidet unter posttraumatischer Belastungsstörung; C: Vater war nicht Kriegsteilnehmer. Ein semistrukturiertes Interview wurde mit allen Mitgliedern des Forschungsuniversums geführt. Darüber hinaus mussten alle Teilnehmer detaillierte Fragebögen ausfüllen, auf deren Grundlage drei in der psychologischen und psychiatrischen Forschung als gültig anerkannte psychometrische Tests vorgenommen werden konnten (Brief Summary Inventory, Childhood Trauma Questionnaire und Impact Event Scale). Schließlich wurden jedem Teilnehmer zwecks Analyse von Cortisolwerten verschiedene Speichelproben abgenommen – in der Annahme, dass abweichende Werte auf Stresstörungen hindeuten würden. Diese Annahme konnte nicht mit endgültiger Sicherheit bestätigt werden, so dass die angestrebte Identifizierung eines biologischen Markers, der eine eindeutige Diagnose von posttraumatischem Stress erlauben würde, zumindest vorläufig nicht erfolgreich war. Dagegen sind die Ergebnisse der psychometrischen Tests sehr aufschlussreich. Sie beweisen, dass die Kinder ehemaliger, unter posttraumatischer Belastungsstörung leidender Kriegsteilnehmer in vieler Hinsicht eine deutlich erhöhte Traumavulnerabilität aufweisen. Während die Mitglieder der Gruppen A und C durchweg Werte aufweisen, die fast identisch sind bzw. eine nur leicht höhere Tendenz für Gruppe A aufweisen, unterscheiden sich die Ergebnisse von Gruppe B signifikant. Man darf auf Grund dieser Ergebnisse schlussfolgern, dass die Kinder von im Krieg schwer traumatisierten Vätern:

- prononciert Symptome von physischer Störung ohne eine eindeutige physiologische Ursache aufweisen (Somatisierung)
- eine erhöhte Anfälligkeit für psychopathologische Störungen – von Angstneurosen und Phobien bis zu Psychose und Depression – offenbaren
- in der Kindheit überdurchschnittlich passiv malträtiert, das heißt psychisch und physisch vernachlässigt wurden
- eine deutlich erhöhte Tendenz zur nervösen Hyperaktivierung und zur Vermeidung von Stimuli aufweisen, die potentiell eine traumatische Erinnerung heraufbeschwören können.

Die psychometrischen Tests bildeten, wie schon erwähnt, nur einen Teil des Zugangs zum Problem der transgenerationellen Trauma-Übertragung. Wesentlich für den methodischen Aufbau des Forschungsprojekts ist die kulturwissenschaftliche Auswertung von autobiographischen Zeugnissen. Diese gliedern sich in zwei Gruppen: Zum einen handelt es sich um literarische und künstlerische Zeugnisse, denen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, waren und sind sie doch die Hauptträger des immer an den Rand gedrängten öffentlichen Gedächtnisses an den Krieg; zum anderen sind die vom Forschungsteam (getrennt) geführten Interviews mit Kriegsteilnehmern und deren Familien nicht minder wichtig – eine sehr umfangreiche Dokumentation von mehreren tausend Seiten, deren gründliche Auswertung sich noch im Gang befindet.

Es ist hier nicht der Ort, dem Problem der Zeugenschaft im Detail nachzugehen. In seinem Schlüsseltext *Die Untergegangenen und die Geretteten* (1986) formulierte Primo Levi das unter anderen von Giorgio Agamben später wieder aufgegriffene Paradoxon der

Zeugenschaft: Der wirkliche Zeuge, jener, der die absolute Gewalt der Vernichtungslager bis auf den Grund erfahren habe, wäre auch als unvermeidlicherweise Nicht-Überlebender jener, der keine Zeugenschaft mehr ablegen könne. Diese radikale These stellt die Theorie vor eine drastische Herausforderung, die nicht ignoriert werden darf. Sie darf aber unseres Erachtens auch nicht im Sinne eines Darstellungsverbots verstanden werden, sondern im Gegenteil als Aufforderung an den Interpreten, sich der Komplexität und Widersprüchlichkeit des Zeugenschaftsdiskurses stets bewusst zu bleiben. In unserem Fall sind diese Komplexität und Widersprüchlichkeit besonders augenfällig, haben wir doch mit zwei verschiedenen Arten von Zeugenaussagen zu tun, nämlich dem Diskurs jener, die unmittelbar Akteure waren und deren Erzählungen die eigenen Erfahrungen artikulieren, und auf der anderen Seite den Aussagen der nachfolgenden Generation, deren Narrative eigentlich eine Zeugenschaft zweiter Hand darstellen, die sich aus Fragmenten von Familienerzählungen, Fotos, Briefen, Karten und anderen privaten Objekten zusammen mit Komponenten des öffentlichen Diskurses zusammensetzen.

Auf diesen beiden Ebenen sieht sich die Forschungsarbeit vor eine wesentliche ethische Aufgabe gestellt. Indem das Interview die Möglichkeit des Zur-Sprache-Bringens einer womöglich bislang unartikulierten Erfahrung bietet, wird sie zum Gegenstand eines fundamentalen sozialen Paktes, in dessen Zusammenhang es sich nicht mehr um bloße Materialsammlung für die Forschung handelt, sondern um die Gewinnung einer Subjekt- und Autorposition von Seiten des Interviewten durch die Produktion der autobiographischen Erzählung. Indem durch die Interviewsituation ein dialogischer Zusammenhang erzeugt wird, wird die Verantwortung für das Zeugnis auch dem Interviewer übertragen, wodurch die gemeinschaftlichen Bedingungen für einen öffentlichen Diskurs geschaffen werden. Gleichzeitig – auch das ist wichtig – stellt die Einbettung der Erzählungen in den neuen, von der Forschungsperspektive angebotenen Rahmen die persönlichen, scheinbar rein privaten Erfahrungen in einen kollektiven Zusammenhang, der nicht bloß mit der Gegenwart bzw. der nahen Vergangenheit, sondern auch mit der *longue durée* einer nationalen Geschichte zu tun hat, in der die für peripher gehaltene Kolonialgeschichte eine zentrale Bedeutung erlangt.

Einige knappe Zitate, mit denen wir unsere Darstellung abschließen möchten, können die oben kurz umrissene Fragestellung beleuchten. Die gleichzeitige Unumgänglichkeit und Unmöglichkeit des Erzählens wird im folgenden Fragment eines Interviews mit einer Offiziersgattin, die ihren Mann ins Kriegsgebiet begleitet hatte, klar herausgestellt (M. C. Ribeiro: *África no feminino*, 2007):

Es gibt Dinge, über die man in der Familie nur schwer sprechen kann, aber die gesagt werden müssen, weil der Krieg niemanden gleichgültig lässt. Da waren Augenblicke äußerster Gewalt, höchst barbarisch, aber ist das nicht, was man von einem Krieg erwartet? Und wie erzählen wir unseren Kindern, dass auch wir da waren, selbst wenn wir dagegen waren, dass wir teilgenommen haben?

Eine solche Äußerung lässt keinen Zweifel darüber, dass die Sprecherin eine Stellung bezieht, die um ihre willentliche oder unwillentliche Verstrickung in die Logik der Gewalt ganz genau Bescheid weiß. Die klassische Frage: „wie erzählen wir unseren Kindern“, in der Holocaust-Forschung hinlänglich dokumentiert, spielt auch hier eine wesentliche Rolle, wird aber aus der Perspektive des Täters formuliert. Bei dem unmittelbaren Kriegsteilnehmer kann sich diese Perspektive zum traumatischen Schuldbewusstsein

steigern, wie es der Ich-Erzähler in dem Roman *Fado Alexandrino* (1989) von António Lobo Antunes zum Ausdruck bringt:

und was tue ich mit diesem verfluchten Neger, der nie aufhören wird, umzufallen, mit zerrissenem Unterleib, drinnen in mir, was tue ich mit diesem Neger, der immerfort umfallen wird, Sekunde für Sekunde, mit zerrissenem Unterleib, drinnen in mir.

Es ist eine wesentliche Eigenschaft des Traumas, dass es die Trauerarbeit verhindert und somit die Überwindung der Fixierung des Subjekts in dem vergangenen traumatischen Augenblick nicht erlaubt: So entsteht eine falsche Gegenwart, die einer stillgestandenen Zeit entspricht. Die Zeichen dieser festgefahrenen Zeit sind da, oft unter der Oberfläche der Normalität, und brauchen nur gedeutet zu werden, was in den Diskursen der zweiten Generation sehr nachdrücklich aufgegriffen wird:

Das habe ich nicht erwartet, dass mein Vater, der keine Waffe besaß, der immer von allem sich abhielt, an Veteranen-Versammlungen nicht teilnahm, über den Krieg nicht sprach, bloß von Mangos und Bananen und Insekten sprach, auf einmal [beim Ansehen von Oliver Stones Antikriegsfilms *Platoon*, 1986] irgendein Geräusch hörte: „das ist ein Schuss von ich weiß nicht was, und das wiederum usw.; ja, Napalm, das habe ich selbst gesehen ...“ Und da verstand man, dass der Krieg in ihm war, zweifellos.

Andere Aussagen thematisieren auf einprägsame Weise das Auseinanderklaffen von öffentlichem und privatem Gedächtnis:

Ich fand jahrelang, es sei sehr seltsam, dass niemand über etwas sprach, worüber man bei uns zu Hause ständig sprach! Es ist, als ob der Kolonialkrieg bloß von einer Handvoll Leute erlebt wurde, man spricht nicht darüber.

Und dann fing ich an zu sehen, „wo ist dann der Krieg?“ Es scheint, dass der Krieg nur in den Soldaten war. Und für mich in meinem Gedächtnis war es nichts dergleichen, weil der Krieg in meiner Mutter war, in der Freundin meiner Mutter [...]. Es war eine sehr gegenwärtige Sache!

Die Gegenwart des Krieges, selbst Jahrzehnte nach dessen faktischem Ende: Darum geht es in der Hauptsache. Die Vergangenheit ist nicht vergangen, und als Folge davon wird die nachfolgende Generation notgedrungen in den Prozess der traumatischen Erinnerung miteinbezogen. Die Intensität der Erinnerung und das Bewusstsein der Verantwortung, Zeugnis auch und gerade im Namen der Toten abzulegen, bilden die Voraussetzung für die Involvierung der Kinder, die dadurch zu Trägern des Postgedächtnisses an die erlittene und ausgeübte Gewalt werden. Sie werden im wörtlichen Sinne zu *Kindern des Krieges* und müssen ein traumatisches Erbe tragen, das in vielfacher Art und Weise oft schwer auf ihnen lastet. Das ergreifende Pathos einer Zeitungschonik von António Lobo Antunes mit dem Titel *07890263ORH+* (*Visão*, 20.6.2002) gibt der Übertragung jenes Erbes einen unüberbietbar prägnanten Ausdruck. Die Chronik ist an die Tochter des Verfassers adressiert und in ihrer Person zugleich an die gesamte jüngere Generation:

Und es ist alles wieder da wie Erbrochenes und ich muss darüber sprechen. Und Ihr müsst zuhören, weil ich alles immer noch höre. Im Namen vom Pereira, vom Carpinteiro, von den anderen, die uns verloren gegangen sind. Ihr müsst zuhören. Selbst wenn das, was ich schreibe, unbeholfen ausfällt, weil ich mit dem Blut meiner Toten schreibe. Ich kann nicht vergessen. Es ist mir unmöglich zu vergessen. Ich, der *07890263ORH+*, kann nicht vergessen. [...]. Ich war da. Ich habe es gesehen. [...]. Wenn ich mit dem Minenräumfahrzeug in die Luft gesprengt werde, so soll das Echo meines Schreis wenigstens bleiben. Ihr, die ihr zurückbleibt, sollt diese Chronik zu Ende schreiben. *07890263ORH+*. Tochter.

Die zitierte Stelle bildet einen angemessenen Abschluss für unsere Erörterungen. Ein so eindringlicher Appell kann selbstverständlich auf viele Arten und Weisen verstanden und befolgt werden. Es ist das Anliegen des hier in Kürze dargestellten Forschungsprojekts, nicht nur die vielfältigen Formen des Fortschreibens einer solchen Chronik zu untersuchen, sondern ihnen öffentliche Resonanz zu verschaffen. Dadurch erst kann der Prozess der Erinnerung in den ihr geziemenden Raum gestellt werden, den Raum eines kollektiven Gedächtnisses, das dazu bereit ist, sich vorbehaltlos der Gewaltgeschichte des Landes zu stellen und so die Voraussetzungen echter Trauerarbeit zu erfüllen.

*

* Die Forschungsgruppe wird von Margarida Calafate Ribeiro geleitet und setzt sich aus Kulturwissenschaftlern, Psychiatern und Psychologen zusammen. Gefördert wurde das Projekt von der Fundação para a Ciência e Tecnologia (PTDC/ELT/65592/2006). Außer den Verfassern dieses Aufsatzes haben an den Forschungsarbeiten teilgenommen: Luísa Sales (Militärspital Coimbra), Rui Mota Cardoso und Ivone Castro Vale (Medizinische Fakultät der Universität Porto), Roberto Vecchi (Universität Bologna), Aida Dias, Hélia Santos, Luciana Silva und Mónica Silva (Zentrum für Sozialforschung der Universität Coimbra).